

Reimer Boy Eilers

# Goethe, Glück und Helgoland

Erzählungen  
und  
autobiografische  
Skizzen



VERLAG  
**kadEra**

LESEPROBE

Wir möchten Ihnen hiermit einen neugierigen Einblick  
in ein Buch ermöglichen, das im Angebot vieler  
Helgoland-Bücher etwas aus dem Rahmen fällt:

Es ist kein Bilderbuch von einer faszinierenden Insel.  
Es ist keine Reisebeschreibung zum Nacherleben.  
Und auch kein Geschichtsbuch über das Inselgeschick.

Es ist eine Reise in die Seele eines »Helgoländers«,  
dessen evakuierte Eltern es dorthin zurückzog,  
sobald es möglich war.

REIMER BOY EILERS

verbrachte in den 50er/60er Jahren seine Jugend  
auf Helgoland – es war eine Prägung fürs Leben.  
Erleben Sie Helgoland also mit seinen Augen,  
mit seinen Gefühlen und Fantasien.

Und verzeihen Sie uns bitte, dass wir die Geschichten  
nicht zu Ende erzählen. Es ist eine Lese-Probe,  
ein Appetit-Häppchen für das ganze Buch.

Reimer Boy Eilers  
Goethe, Glück und Helgoland  
Erzählungen und autobiografische Skizzen

Eine Anthologie von Geschichten und Geschichtlichem  
um die Insel Helgoland, die Helgoländer  
und ihre norddeutsche Nachbarschaft.

© 2015

Kadera-Verlag, Norderstedt  
www.kadera-verlag.de

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen  
Nationalbibliografie; detaillierte Daten sind über <https://portal.dnb.de> abrufbar.  
Fotos/Grafik: Archiv Eilers, Freunde, Fotolia.com, Wikipedia (Hochzeitsbild, Jordan)  
Umschlaggestaltung unter Verwendung einer Lithografie von Wilhelm Cornelius  
(»Seesturm bei Helgoland«, um 1840) und eines Lichtbilds des Autors.

ISBN 978-3-944459-47-9

## INHALT

- 2 Zum Buch
- 9 Eine Kindheit auf Helgoland
- 9 – Ruinen und Betongoldfieber
- 12 – Growian und die Kurmusik
- 17 – Blindgänger und Barackenschule
- 21 – Rosen, Richtfest und Genever
- 24 – Hütten, Höhlen, Kasematten
- 28 – Mein Vater: Remo Racker Tom
- 33 – Schrottsammler und fliegender Händler
- 38 Iip Weeter en oawer de Dai
- 39 Auf dem Wasser und über den Tag
- 57 Es werde Licht!
- 65 Sein Surfbrett war die Kamera
- 74 Wie der Kaiser Helgoland verriet
- 84 Der schönste Mann Hallunds
- 97 Der Marmelorkan von Hallund
- 124 Hummer hüten im Frische-Paradies
- 127 Märchen sind leichter
- 133 Der Frieden in Eimsbüttel
- 139 29. Januar 1997
- 145 Als ob da gar nichts gewesen ist
- 169 Das Glück in Hamburg
- 184 Goethe, das Glück und das Licht
- 189 Wenn Kinder die Ferne verlieren
- 195 Wiederaufbau
- 198 Weihnachtsengel.de
- 208 Die Schrebergärten von Helgoland
- 210 Tod in der Schonzeit oder Der letzte Möwenbraten
- 225 Großmutter's Mehlbeutel mit Dreizehenmöwen
- 226 Das Rezept auf Helgoländisch
- 227 Ein Nachwort für Dorschliebhaber
- 232 Über den Autor



# EINE KINDHEIT AUF HELGOLAND

*Dear lait en Koks bi.*

Da liegt eine Wellhornschnecke drunter.

(Helgoländisches Sprichwort mit der Bedeutung:  
»Es ist etwas faul im Staate Dänemark.«)

## Ruinen und Betongoldfieber

Eine Kindheit auf Helgoland lohnt sich immer, besonders lohnte sie sich in den fünfziger Jahren. Der Weltkrieg hatte die Insel in Trümmer gelegt und aus dem eingesessenen nordfriesischen Erdstück ein Fantasieland geschaffen. Teils gab sich für uns Kinder der Wilde Westen ein Stelldichein, teils das Nibelungenlied. Wir streiften als Cowboys durch Felswüsten, als Ritter durch Ruinen, roh und ungeschliffen wie das Volk der Bauarbeiter, mit denen wir zusammen in Baracken hausten. Diese standen auf dem Südhafengelände und an der Stelle des heutigen Kurparks im Nordosten. Ein Notbehelf am Rand des vergangenen Dorfes und der erhofften Zukunft. Aus Sicht unserer Eltern eine dreckige, kaum zwischen den Trümmern angenommene Gegenwart.

Wie hatte es mit dem stolzen Felsen im Meer nur soweit kommen können! Bei Regen verwandelte sich der Sandstein zusammen mit dem Bauschutt in einen Acker von rotem Schlamm. Trotzdem blieb die Insel ein Spielplatz, je nach Sichtweise – unserer Sichtweise natürlich. Und die Mütter litten, wenn wir abends als rote Dreckspatzen in ihre Stuben traten. Aber davon wollten wir nichts wissen. Das rote Zeug da draußen vor der Tür war Hummersuppe. Hurra, wir lebten in einer riesengroßen Hummersuppe.

Wir Kinder litten nicht, wir hielten uns im Stand der Unschuld auf, im Glück der Unwissenheit. Als Nachgeborene kannten

wir weder den Schrecken der Bombennächte, noch kannten wir das alte, heile Helgoland, und damit den Schmerz über seinen Verlust. Wir kannten überhaupt keinen heilen Ort, konnten nicht ins Nachbardorf gehen, mit dem Vergleich fehlte auch der Neid. Es gab kein Fernsehen, keine Reisen aufs Festland, nur Groschenhefte und Bücher zwischen zwei billigen Pappdeckeln, gerade genug Lesefutter, dass sich unsere Fantasie daran entzünden konnte und wir hinausgingen, um eine weitere Runde Cowboy und Indianer oder Räuber und Gendarm zu spielen. Die Zivilisation lernten wir im Laufe der Zeit mit dem Bau der neuen Häuser kennen, dem Einbau der Wasserspülung und dem Ausbau gepflasterter Straßen.

Unsere erste Schule war ebenfalls eine Baracke, die sich wie ein Fremdkörper zwischen Schutt und Schlamm aufrichtete. Sie befand auf dem Nordostgelände, angeklebt an die Ruine der ehemaligen Wehrmatskantine. In beiden Lokalitäten war ich gleichermaßen Kunde. Denn neben der Barackenschule ging dort der Betrieb in einer Parallelaktion weiter, als entnazifizierte und entmilitarisierte Ruinenkantine. Statt der Soldaten saßen nun in meinen Kindertagen Kompanien von Bauarbeitern an rohen Holztischen. Doch sonntags – ohne die hinderliche Schule – saß ich als Boy dort mit meinem Foor, wie ich meinen Vater im heimatischen friesischen Idiom nannte. Mein Foor spendierte mir dann ein Malzbier und zwei Groschen für den Glücksspielautomaten, und es gab wohl nichts, was mich die Woche über glücklicher gemacht hätte.

Heute steht die Nordseehalle auf dem Grundstück, und mit dem Gebäude geht es weiter auf und ab wie mit den Gezeiten rings um die Insel. Bestimmt kein Wunder bei dem maritimen Namen. Als ich mich an den Schreibtisch setzte und einen Blick zurück auf mein Inseldasein warf, war grade bauliche Ebbe an Land. Und das kam so: Im Laufe des Wiederaufbaus war irgendwann die Schulbaracke abgerissen worden. Dann wurde die Kantine dicht gemacht, und daraufhin war eine Periode der Ratlosigkeit eingetreten, in der Wind und Wetter ungeniert

im Innern des Gemäuers aufspielten. So gingen wohl die siebziger Jahre dahin. Unvermutet ein Kraftakt der Gemeinde wie eine kommunale Springflut, ein mächtiges Getriebe auf Nordost, das Relikt aus Vorkriegszeiten wurde als Nordseehalle zum Kongresscenter umgebaut.

Die lokale Kulisse – Fischer und Vermieter – stand auf dem Felsen am Klippenweg, schaute auf den Bauboom herab und war verblüfft, ohne es vor den Nachbarn zu zeigen. Es war das Fieber des unbegrenzten Wachstums, eine Art von Grippe, die in den siebziger Jahren die ganze Republik schüttelte, also endlich auch die Friesen draußen auf dem Wasser. Eine besonders infektiöse Variante war in jenen Tagen das Goldfieber, ausgelöst durch Betongold. Die Inselbürger auf ihrem Felsen sagten sich mit kaum gebremstem Weitblick: Warum nicht? Wenn die Bayern in den Alpen eine Reha-Klinik nach der andern hochziehen, wuppen wir das Ding bei uns hier allemal.

Doch auf dem Höhepunkt des Helgoländer Goldfiebers erlahmten die Kräfte des Kurbetriebs in rätselhafter Weise, wurde das Kongresscenter – einschließlich des schönen Inselkinos – geschlossen und die Nordseehalle wiederum dem Verfall anheim gegeben. Sparen hieß das Gebot der Stunde und machte selbst vor der Kurmusik auf der Landungsbrücke nicht Halt. Die Kapelle wurde verkleinert, die Spielzeit verkürzt. Voller Sorge blickten Oberländer wie Unterländer auf den Musikpavillon, der bereits im Frühherbst verriegelt und verlassen dastand, als sollte er das Schicksal der Nordseehalle teilen.

Den Absturz der Konjunktur nahm ich zum Anlass, um einen Bogen von meiner Kindheit in die Gegenwart zu spannen. Danach lag das schmale Manuskript einige Jahre in meinem Arbeitszimmer in Hamburg, denn »von Ruine zu Ruine« erwies sich als nicht inspirierend genug. Immerhin spielte die Kurmusik wieder in jedem Sommer, wenn ich auf die Insel kam, und erinnerte mich an Kindertage. Als ich mich an den Schreibtisch setzte, um die Arbeit zu beenden, war ich mittlerweile von der

Schreibmaschine auf den Computer umgestiegen – und auch auf dem Nordostgelände hatte sich etwas getan.

Denn nun hatte die Postmoderne Helgoland erreicht. Das Spiel mit historischen Zitaten und Versatzstücken spülte eine Idee an den Strand, und die Nordseehalle wurde aus dem Niedergang ausgenommen. Die Gemeinde Helgoland baute sie zum Museum um, samt dem stählernen Skelett der Wehrmachtskantine, das sie weiter in sich trug. Auf friesische sture Art wurde der Bau, bei dem das unbeständige Meer Pate stand, selbst zum Museumsstück. Was hätte mir bei meinen Erinnerungen besser zupass kommen sollen? Mehr kann ja wohl niemand gegen die Vergänglichkeit tun, und gern würde ich mich selber als Dauerleihgabe ins Nordsee-Museum schmuggeln, in dessen Nachbarschaft ich das Buchstabieren lernte.

Doch lieber überspiele ich meine Erinnerungen erst einmal auf einen USB-Stick und gebe ihn meiner besten Freundin zum Aufbewahren. Denn wer weiß, ob das neue Helgoländer Museum wirklich von Dauer ist, wo heute im Karussell des Wirtschaftslebens Aufbau und Abriss wie geschmiert Hand in Hand gehen. Die Insel ist knapp einen Quadratkilometer groß und somit ein Beispiel dafür, was man auf einem Quadratkilometer alles anstellen kann, wenn das Betongoldfieber wieder aufflammt. Es scheint nämlich ein typisches Retrovirus zu sein, und das bedeutet, einen Moment im Rathaus nicht aufgepasst, einen Moment zeigt das Immunsystem der Gemeinde Schwäche, und zack! – ist die Chose wieder da.

## Growian und die Kurmusik

In den neunziger Jahren – noch ein Zeitsprung – hatten wir auf Helgoland einen »Growian« am Südhafen stehen. Das war ein Betonturm, höher als der Inselfelsen. Wie ein Riese auf Stippvisite stand er vor dem Kai im Wasser, herzlich begrüßt von der Helgoländer Kurmusik. Um ihn uns näher anzusehen, müs-

sen wir also vom Museum auf Nordost quer über das Unterland in den ehemaligen Kriegshafen stiefeln. Der Kaiser als oberster Flottenbaumeister hatte den Hafen vor dem ersten Weltkrieg aus der blanken Nordsee herausgezaubert und mit Eichenlaub, Militärmusik und Paradeuniformen eingeweiht. Er wollte den Engländern drüben am anderen Nordsee-Ufer mal zeigen, was eine Harke ist. Und als ihm die Sache schief ging, hat Adolf Hitler hier ein zweites Mal für die Kriegsmarine angebaut.

Dagegen war Growian in unseren Tagen was echt Ziviles im Hafen, wenngleich ebenfalls Bombast. Es scheint ein bombastischer Fluch über dieser südlichen Inselecke zu liegen. Der Name »Gro-wi-an« – der ja durchaus wie eine altgermanische Verwünschung klingt – stand für eine hundert Meter hohe Groß-Windkraft-Anlage, die den Gipfel des Fortschritts anzeigte und von dort mit enormen Zukunftsversprechen winkte. Zukunft ist noch stets das Zauberwort, mit dem auch ein Fluch in sein Gegenteil verkehrt werden kann. Denn die Zukunft scheint unerschöpflich zu sein, und das, was ich hier gerade betreibe, nämlich in die Vergangenheit zu schauen, ist bloß begrenzt.

Also dann auf Growian gemünzt: Man wollte die herkömmlichen Windmühlen hinter sich lassen und in ganz neue Größenordnungen vorstoßen. Wo der Wind kräftig wehte, konnte man künftig ein großes Rad im Stromkreislauf drehen, versprochen! Und nirgends wehte er so vielversprechend wie hier am Helgoländer Südhafen. Das waren goldene Fakten, wenn man auf Growians Protagonisten hörte, die Manager der Stromkonzerne, die vom Festland anreisten wie einst der Kaiser, um den Inselfriesen das Projekt zu verkaufen.

Helgoland, wohl zu wissen, hatte bis ins 21. Jahrhundert hinein keine Anbindung an das europäische Stromnetz, sondern wurschtelte sich weit draußen auf See mit einem eigenen Kraftwerk durch. Was nicht alles auf den Quadratkilometer passt! Das Kraftwerk wurde mit Schweröl betrieben, am besten man redet gar nicht darüber. Niemand liebt diesen Stoff, schon sein Name ist klebrig und riecht nach Schwärze und Schwermut

wie ein Trauerrand. Gern wird man ihn los, ganz besonders wenn es darum geht im Tourismus zu glänzen.

Dagegen wäre eine grün geborene Elektrizität geradezu genial zu verkaufen. Für diesen Strom liegen die Slogans gleich auf der Straße, man bräuchte sie nur aufzulesen und dem Konsumenten nahe zu bringen. »Kochen mit Seewind« wäre so etwas, das man sich als Frieze auf der Zunge zergehen lässt. Und das auch den binnenländischen Inselfan auf den Geschmack bringen dürfte.

Den Politikern im Helgoländer Dorf schwirrte der Kopf, irgendwann ist jeder einmal Avantgarde. Aber Moment, bitte, hatte die Inselgemeinde nicht schlechte Erfahrungen mit dem avantgardistischen Konzept des Kongresscenters gesammelt? Nun, das war bloß ein Bruchstück der Vergangenheit, die als Ganzes doch mit Recht Wiederaufbau heißt und somit kein Bruch, sondern ganz im Gegenteil eine riesige Erfolgsgeschichte ist. Also lassen wir kleine Einbrüche beiseite, schauen wir nach vorn. Am Inselrathaus prangt der friesische Wahlspruch. »Rüm Hart, kloor Kimmen.« Das meint nicht mehr und nicht weniger als: »Weites Herz und klare Sicht.«

Mit diesem Ruf auf den Lippen hatten die Altvorderen vor Grönland Wale gejagt und bei der Rückkehr mit Tonnen von Waltran ihr Geld gescheffelt. Klare Sicht: Mit dem Waltran hatten die großen Städte ihre Straßen beleuchtet. Ein Lampenöl, das sauberer brannte, gänzlich ohne Rußrückstände, kannte Europa nicht. Die glücklichen Alten vom roten Felsen und den andern Frieseninseln waren zu Kapitänen und Kommandeuren des Nordmeers geworden, echt reiche Kerle mit einem weiten Herzen. Was für Zeiten gab das draußen vor den Deichen! Nach dem letzten Kommando hatten sie ihre Wohnstuben mit blauen holländischen Kacheln gepflastert, Kapitänskajüten für das Altenteil. Die Kacheln hatte erst der letzte Krieg wieder von den Helgoländer Wänden gerissen.

Man konnte als moderner Frieze durchaus Walschützer sein und trotzdem stolz auf die Vorfahren, die solche Riesen Auge in Auge mit dem Leviathan erlegt hatten. Heute lag die Energie nicht

als Waltran im Wasser, sondern als Windböe in der Luft. War das Motto der Altvorderen nicht geradewegs auf das Abenteuer des elektrischen Growians bezogen? *Denn man to!*

Einen Nachteil sollten die Insulaner allerdings in Kauf nehmen. Bei Inbetriebnahme des Hundert-Meter-Trumms wurden, wie mein Vater sagte, auch die Helgoländer Strompreise auf entsprechende Höhe gebracht. Da konnte der alte Mann in seiner Stammkneipe, dem Felsenkrug, noch so sehr gegen »die da oben« vom Leder ziehen. Wenn das Leben inmitten der Nordsee ohnehin teuer war, warum nicht auch der Fortschritt?

Oft schien die Sonne auf Growians Riesenflügel, ebenso oft stürmte, donnerte und blitzte es rund um den Felsen, um Strand und Hafen, wie es sich in diesen Breiten gehörte. Von jedem Wetter bekam Growian seinen Teil ab. Und nun machten mein Vater und die anderen Stromkunden auf Helgoland eine weitere Entdeckung: Wenn Rasmus kräftig die Backen aufblies und jede Menge Windenergie über die Insel schickte, kniff Growian und schaltete sich ab.

Nicht die Windstille war sein Feind, sondern er war geradezu uneins mit seinem Daseinszweck. Denn ein zu starker Wind drohte seine Flügel abzubrechen, statt sie tüchtig rotieren zu lassen. Bei entsprechenden Wetterlagen – die alle naslang auftraten – hatte das Kraftwerk mit seinem Schweröl die Stromlast also wieder allein zu tragen. Und Growians laufende Kosten dazu. Unter diesen Umständen riss bereits die Heizung des Meerwasser-Schwimmbades ein unüberschaubares Loch in den Helgoländer Gemeindehaushalt.

Wo waren die Paten mit den weißen Kragen, um den Friesen diese Wendung zu erklären? Der Besuch blieb aus, ebenso wie die Kurmusik, die den Absturz der Gemeindefinanzen nicht überlebte. Und die Insulaner mussten sich ihren eigenen Reim auf die Wechselwirkungen machen. Wer sieht sich selber schon gern als Versuchskaninchen? Aber das waren sie doch auf ihrer isolierten Insel, ein Labor im technischen wie im ökonomischen Sinn.



Reimer »Tack« Eilers, Annie Eilers, genannt »Hai-Annie«,  
Reimer »Remo« Eilers und Reimer Boy.

**Sprechen Sie helgoländisch?  
Testen Sie Ihr Sprachverständnis – manchmal hilft nur raten.  
Die hochdeutsche Erzählung ist parallel gesetzt.**

## **Iip Weeter en oawer de Dai**

En Feersnakkestek

Pay wus mediaans, as de Man iip 'e Bräi küm, deät wear herrem feer dollung uunsooit Gas. En Sidwesstürrem wear oawernoach oawer de Strun kümmen en hid langs 'e wesselk Sid fan 'e Leenungs en hoog Haik Sun henskewwen. Nä wait 'et steddi, en de Sun fan 'e Kant bi 're Leenung wait de Bräi oawer noa de Rood-Krits-Station. Tu ufweern diid de Man en büsterk Hundun en skiilt ferwärts.

He druug Sportsku akkeroat as de Lid'n iip 'e Siilerboats, en wit Lennenbrek en en brantnai Djumper, uk wit. Siin

# Auf dem Wasser und über den Tag

## Erzählung

Pay atmete scharf durch die Nase ein, als der Mann auf der Bücke erschien. Er wusste gleich, dass dies ihr heutiger Gast war. Sand wehte dem Mann ins Gesicht. Ein Südweststurm war in der Nacht über den Strand gegangen. Er hatte den Sand zusammen gekehrt und eine Düne über das Brückengeländer geschoben. Jetzt wehte eine stetige Brise, die den Sand bis hinüber zur Rotkreuz-Station blies. Der Mann machte eine herrische Geste der Abwehr.

Er trug Sportschuhe wie die Leute auf den Yachten, eine weiße Leinenhose und einen brandneuen Troyer, ebenfalls weiß. Sein Schritt kannte ein Ziel und es war nicht die Fähre, um zur Badeinsel überzusetzen. Er hatte keine Badesachen dabei, überhaupt keine Tasche oder sonstiges Gepäck. Pays Lippen spannten sich, als er den Seewind schmeckte. Zum ersten Mal, seitdem er in diesen Ferien seinen Onkel auf den Tagesausflügen begleitete, dachte er an Jagd, statt ans Angeln. Der Mann trug nichts Überflüssiges bei sich. Er hatte das Kreuz und die Hände frei, um eine Angelrute zu fassen und einen Hai zu fangen.

Pay rutschte vom Motorblock und kletterte über die Bänke in den Bug des offenen Bootes.

Wenn die Badegäste Karten mit Grüßen vom Festland schickten, war sein Name stets falsch geschrieben: »Grüße an den kleinen Peu.« Die Fremden wussten nicht viel über die Insel und noch weniger über die See. Aber Pay hatte seinen Onkel. Er hatte ihm die Farben der See beigebracht, in denen sie lasen, um sich nach dem Wetter, den Untiefen und den Strömungen zu richten. Auf dem Wasser bist du nur Gast, hatte der Onkel dem Jungen gesagt. Die See kennt kein Zuhause für den Fischer. Rasmus war ein launenhafter Herrscher über die nasse Welt, die vor den vier Enden der Insel begann. Es war besser, seine Stimmungen im Voraus zu deuten.

Das Boot des Onkels hieß »Die Liebe«.

Skred kiid iaarn Rechtung, en deät wear ni de Steed fan 'e Hallemrudder. He wul ni oostert brau. He hid keen Booadtjich bi hem, uk keen Skrap uuder uurs Kroam. Pays Leppen fer-trok djam en betjen, en siin Neesdjikken wûr grooter, as he de Seeloch iintrok. Feer de iaars Moal, man soo loang he uun 'e hiir Ferien med siin Unkel iip Daifoarten wear, toch he uun »Djoagen« en ni uun Hoggeln. De Knech druug niks Innettens bi hem. He hid deät Krits en de Hun'n frai, om en Hoggelstok tu nümme en iip Hai tu brauen.

Pay skleäd fan 'e Motorkes en kotjet oawer de Toffen hen uun 'e Buch fan 'e Rudder. Siin Unkel hid hem de Kleern fan 'e See bibrocht. Dear kiid dja uun lees, om djam noa deät Wedder, deät Djüppens en de Stroam tu rechten. Iip Weeter bes 'e ümmer Gas en ni Dren, hid he de Djong al loang tufeern fersnakket. De Djong hid önnerskeeden leart, de Fremmen bring 'et Djüll, wiil siin Onkel iip 'e Rudder feer djam sür-rikt, en dja sallow wear uk man bloot Gassen iip See, keen Gassen, din'n Djüll betoalet, bloot duldet. De Unkel skellet oalsni, en he spait uk oalsni uun Weeter.

He hit Pay. De Djong hid de Neem fan hem, en he hid de sallowski Dai uun 'e September Gebuursdai. Siin Unkel, he sooit »Gebuursdai«, wear siin Foor »Boorns-dai« sooit. Pay wus ni rech. Wan siin Unkel de Kwap ufnüm, om med de Hun deer 'e Hear tu weeln, lüp en skarp Kant dwars oawer siin Pööt. He hid en rooadbrens Steern feer 'e See, en dear oawer en wit iaan feer Dren. De Djong moch hem machti liid.

Tree Djooarstid'n bruw Unkel Pay as Tiinerman. Deät wear siin rechte Berup. Uf en tu dörs de Djong uun skuulfrai Doagen med itbrau. Dan hül he de Djallemot lik iip Steewen, uun 'e Tid, wan siin Unkel de teert en iirn Tiiners langs 'e Götteln oawerbür smeät. Deät wear har Oarbooid. Uun Booadtid beert de Unkel beeter Djüll as Haifesker. Deät wear ni swoor, en deät wear uk en uurs Berup, dan de Hommers fesket Unkel Pay, om djam tu ferkoopen, bloot Haien wear

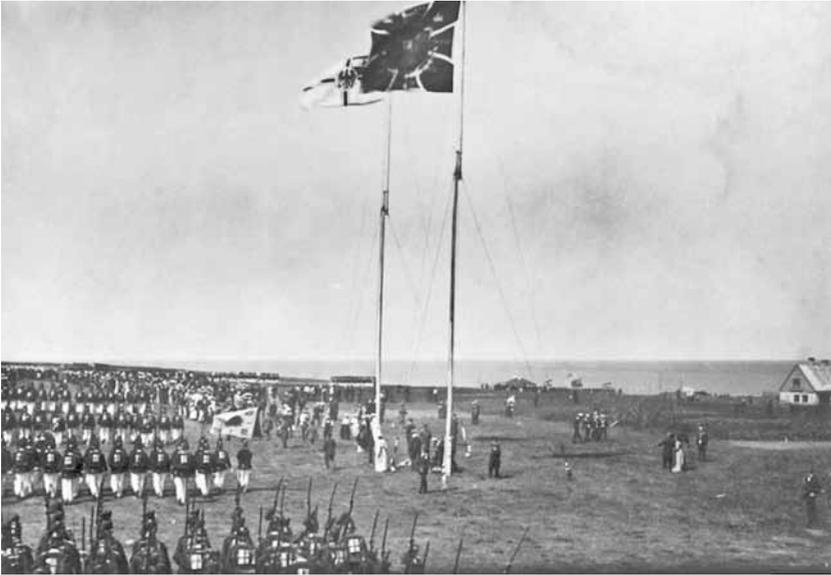
Pay hatte unterscheiden gelernt. Die Fremden waren die zahlenden Gäste, für die der Onkel auf dem Boot sorgte. Sie konnten Ansprüche stellen und brauchten sich um nichts weiter zu kümmern. Der Onkel und er dagegen waren eine andere Art von Gästen. Sie zahlten Rasmus keinen Tribut für die Seefahrt und waren deshalb bloß geduldet. Der Onkel fluchte nie, und er spuckte auch nicht ins Wasser.

Er hieß Pay Peter Nummels, der Junge hatte seinen Namen nach ihm, und sie hatten am gleichen Tag im September Geburtstag. Wenn der große Pay seine Schirmmütze abnahm, um sich durchs Haar zu streichen, verlief eine scharfe Grenze quer über seine Stirn. Er hatte ein rotbraunes Gesicht, das er der See zeigte, und darüber einen weißen Kopf für zu Hause. Der Junge liebte ihn.

In drei Jahreszeiten fuhr Onkel Pay als Hummerfischer. Das war sein richtiger Beruf. An schulfreien Tagen durfte der Junge auf den Hummergründen dabei sein. Bei günstigem Wetter hielt er das Ruder mittschiffs, während sein Onkel die geteerten eisernen Fangkörbe über dem Felswatt setzte. Bei Schlechtwetter half sein Vater mit aus. Die Körbe wieder aufzuholen war schwere Arbeit, und oft waren auch nur Taschenkrebse darin. In der Fremdensaison verdiente der Onkel besseres Geld als Haifischer. Dann musste er Rasmus vertrauen und über den Horizont der Insel hinaus fahren.

Die Fremdensaison war nicht zu schwer und es war auch sonst ein anderer Beruf. Die Hummer fischte Onkel Pay, um sie zu verkaufen. Aber bei den Haien in der Nordsee war das eher die Nebensache. Was man aus ihrem Fleisch machen konnte, die Schillerlocken und Haikoteletts brachten nicht genug ein, um den Fang zu lohnen. Onkel Pay holte die Tiere nicht selbst aus dem Wasser, er vermietete das Boot und die Ausrüstung an Sportangler. Und Pay, der in der Fremdensaison Ferien hatte, begleitete seinen Onkel jeden Tag in das Hairevier.

Der Junge zog den Bootshaken unter der Bank hervor und legte ihn auf das Dollbord, dicht am Vordersteven. Die doppelte Spitze mit Pike und Enterhaken zeigte nach außen, Pay stand bereit,



Eine falsche Schau mit Tschingderassabum und Kaiser.  
Helgoländer Oberland am 10. August 1890

*Tausch hin  
Tausch her  
Wir fahren übers Meer*

## Wie der Kaiser Helgoland verriet

Eine Mafiageschichte

Im August 1890, genauer am 10. des Monats, wurden Helgoland und Sansibar zwischen England und dem Deutschen Reich getauscht. Eigentlich blieb Helgoland in der Familie, denn Queen Victoria war Kaiser Wilhelms Großmutter. Was heute für manche Zeitgenossen bloß antiquiert anmutet, auf kuriose Art beinahe gemütlich, eben gute alte Zeit, ruft bei mir eine komplett konträre Empfindung hervor. Ich fühle mich bei dieser Rückschau stark an gewisse Familienclans in Süditalien erinnert, auch als Mafia bekannt. Und das hat Gründe, die so traurig und tragisch sind wie in jeder Mafiageschichte.

Vorerst indes verriet sich nichts davon. Demut ist ein probates Mittel der eigenen Erhöhung. Ein anständiger Feldgottesdienst auf dem Helgoländer Oberland war angesagt, als Wilhelm Inselboden betrat. Der Kaiser und seine Entourage entblößten ihre Häupter. Und Marinepfarrer Langheldt predigte mit weithin schallender Stimme über Jesaja 24. »Sie rühmen und jauchzen vom Meere her über die Herrlichkeit des Herrn. So preiset nun den Herrn in den Gründen und auf den Inseln des Meeres.«

Was hätte wohl Forseti zu diesem Pfarrer Langheldt und seiner lutherischen Staatskirche gesagt, die nie ein schlechtes Wort über ihren Berliner Herren verloren hat?

Dann kam die junge Helgoländerin Pauline Bufe. Sie überreichte dem Kaiser ein dickes Blumenbouquet und sagte ein Preisgedicht auf, das dem Anlass würdig war.

Das kleinste Inselland  
am Elb- und Weserstrand –  
Es möchte ein Edelstein  
in Wilhelms Krone sein

Bravo! Der unbekannte Chronist schrieb dazu: »Der Kaiser nahm die von Herzen kommende Huldigung freundlich entgegen.«

Das war kaum übertrieben. Wilhelm blieb an diesem Tag nichts schuldig. Am Nachmittag sollte eine Hofschranze im Haus der Familie Bufe auf dem Oberland erscheinen, nicht weit entfernt vom Ort des Feldgottesdienstes. Der Lakai überreichte im Auftrag des Kaisers dem Fräulein Bufe eine Brosche, die ein Buchstabe aus Diamanten zierte: »W«.

Der Kaiser war nun einmal der geborene Pate des Wilhelminismus. In vollendeter Manier eines Mafiabosses versprach er am 10. August 1890 seinen neuen Untertanen das Blaue vom Himmel herunter. Und zugleich dachte er nicht im Entferntesten daran, seine Versprechen im Ernstfall einzulösen, wenn sie seinen Interessen entgegen stehen sollten.

# Der schönste Mann Hallunds

Ein Seemannsgarn

»Ich bin dann mal weg«, sagte Harm Pieter Harms zu dem alten Liekut, seinem Paten, auf dem Hallunder Friedhof.

Was der Erbe des schmählich heruntergewirtschafteten Harms'schen Kramladens mit seinem vagen Satz meinte, war nichts weniger als die Absicht, zur anderen Seite der Welt zu segeln. Harm Pieter konnte sich derlei Untertreibungen leisten, denn einem schönen Menschen wie ihm traute man ohnehin Großes zu. Entschlossen wandte er sich von dem Holzkreuz ab, auf dem der Name seiner geliebten Mutter stand. Zu einem besserem Grabschmuck, und sei es wenigstens zu etwas mehr als dem Kreuz aus schäbigem Treibholz, hatten die Schillinge, die er noch besaß, nicht gereicht. Eines Tages würde er der Mutter einen schweren schwarz glänzenden Stein aufs Grab setzen. Erst dann, das schwor er lauthals am Ausgang des Friedhofs, würde er wieder vor die Tote treten.

Nun war kein Bleiben mehr auf der Insel, wo er sich selber das Friedhofsexil auferlegt hatte. Fröhlichkeit sollte die Devise des morgigen Tages werden. Auf der nächsten Schaluppe, die nach Tönning ging, schiffte er sich ein. Es war ein kleiner Getreidefrachter des Händlers Güldenschein, und somit, bedachte man den Namen des Schiffsherrn, nicht das schlechteste Omen. Mancher Seufzer wehte dem Krämersohn bei seiner Abfahrt nach und verlor sich über den spiegelnden Wassern Nordfrieslands. Die See selber gab sich sanft und herausgeputzt, ein nachgiebiges Element von der Reede bis an den Horizont, um dem geliebten Sohn der Heimatinsel einen glücklichen Beginn seiner Reise zu schenken.

Als Harm Pieter am Mast stand und den Frauensleuten, jung und alt, auf dem Wall ein tüchtiges Farewell winkte, ließ sich die Sonne auf seinem Haar nieder und spann ihm Engelsfäden. Anniken, inmitten ihrer Freundinnen, tat einen leisen Schrei



Der »Heiratsantrag auf Helgoland«, wie er von Rudolf Jordan gemalt in der Alten Berliner Nationalgalerie hängt...

... und als koloriertes Foto aus Franz Schenskys Atelier. Ein sogenanntes *Lebendes Bild* um 1900.

Es zeigt meinen Urgroßvater Peter Pay Eilers und zwei seiner Kinder, rechts Großtante Anna, die Heimatdichterin, links Großonkel Paul.



und fiel ohnmächtig zu Boden. Es gab ein lautes Klacken und Knacken auf den Kieselsteinen, leise Schreckensschreie aus dem Kreis der *Frunslüüd* und einen Schwarm weiterer Seufzer auf Augenhöhe.

Abends, als Harm Pieter längst das Festland betreten hatte, drehte sich Anniken Frederichs, die Tochter des Barbiers, im Geiste noch einmal zum Polnischen Handschlag, dem Modetanz der Insel. Die Liebe war eine geradezu übermächtige Fantasiemaschine. Nur gut, dass Anniken nicht wusste, wie viele Jungfrauen eben das Gleiche taten, nur weil der schöne Krämersohn mit ihnen auf dem letzten Fischerconvent getanzt hatte.

Lange Jahre hindurch ließ sich Harm Pieter Harms auf dem weiten Ozean hin- und herwerfen, vorzüglich in der Karibik. Fregattvögel besegelten die Höhe über den Toppen der Handelsschiffe, auf denen er fuhr. Pelikane jagten in der Dünung vor Fallen Jerusalem und Virgin Gorda, der Fetten Jungfrau, wie mochten die andern Inseln heißen? Sie waren bloß winzig. Durch fauliges, schwefelgelbes Seegras kreuzte die dänische Bark, auf der er die längste Zeit verbrachte. Ein Fischschwarm glitzerte an Backbord vorbei. Stopplicht-Papageifische blinkten sich an: grün die Männchen und rot die Weibchen.

Am liebsten hielt sich Harm Pieter auf dem dänischen St. Thomas auf, dort in dem Städtchen Charlotte Amalie, dem Heimathafen der Bark »Margarete«. Harm Pieter gefiel es, am anderen Ende der Welt an die Heimat erinnert zu werden. Und das Dänisch der Seeleute und Kaufherren, vor allem der lustige Dialekt der Jütländer, hatte fast heimatliche Klänge, jedenfalls verglichen mit den englischen und spanischen Zungen. Aber der Inselsohn sollte auch an die Mangrovenküste Nicaraguas segeln, wo er die Moskitos zu erdulden hatte, die blutige Geißel Gottes in diesem Weltviertel. Denn fetter Gewinn lockte selten an gemütlichen Orten.

Ein anderer Hallunder, der Lotse Rickmer Nummels, war nach Grönland auf Walfischfang und Robbenschlach gegangen. Das



## Der Marmelorkan von Hallund

*En Weart kafft weat Weat fan is.*

(Helgoländisches Sprachspiel mit Mehrdeutigkeiten. Weart (=Wirt) wird genauso ausgesprochen wie weat (nass, engl. wet) und Weat (Weizen, engl. wheat). Der Satz kann bedeuten: Ein Wirt kauft nassen Weizen von uns. Oder: Ein Nass kauft nasses Nass von Eis. Merke: Auf Inseln, die scheinbar so leicht zu überblicken sind, weiß man häufig gar nicht, woran man ist.)

Einen Tag, nachdem sie Harm Botters Schädel im Watt gefunden hatten, sollte der Marmelorkan über die Insel ziehen. Er hinterließ auf dem Roten Felsen die schlimmsten Verheerungen seit Menschengedenken, und alles war ihre Schuld. Obwohl, es war nicht fair. Man konnte genauso gut sagen, dass der Totenschädel die Schuld an dem Unglück trug. Wie üblich waren sie zu dritt hinaus ins Watt gegangen, Sönke Ingwer Boysen stapfte mit den anderen über die weite Fläche gerippten schlickgrauen Sandes, die der Ostwind frei geblasen hatte, und sah das möwengroße Objekt kurz vor dem Horizont auf der Kehrwiederbank liegen. Er fasste sich nachdenklich an die Nase und zupfte an den blonden Barthaaren über dem Kinn. Der hohe Himmel und die tro-

ckene Luft ergaben eine unwahrscheinliche Fernsicht, welche die Augen erschreckte und das Herz in unbestimmter Erwartung schneller schlagen ließ.

»Es könnte auch das Übliche sein«, dämpfte der Kapitän Johann Nummel Nummels die Erwartungen. Bloßer Spüllicht, was sich dort in geborgter Erhabenheit präsentierte. »'Ne Kokosnuss, 'n großer Klumpen Paraffinwachs von ei'm Tanker, 'ne Wassermelone, 'ne Baseballkappe, Trash eb'n, obertrivialer Müll, Allerweltskrimskram von'n Spülsaum, Rückstände der Anwurfgirlande von'n letzten Sturm.«

Wenngleich sie natürlich von diesem speziellen Ort im Watt sehr viel mehr erwarteten. Vielleicht war es sogar ein Straußenei oder ein großer Stein, obwohl es hier auf dem Meeresboden so wenig Steine gab wie Straußeneier. Das heißt, üblicherweise. Dafür gab es Schollen bei Flut, manchmal fischte der Kapitän mit seiner Schaluppe auf der Kehrwiederbank.

Das Meer nahm, wo und wie es wollte, es atmete ein und aus in riesenhaften sechsstündigen Atemzügen, und es gab an sehr eigenwilligen Stellen zurück. Vieles war möglich, entgegnete Sönke Ingwer. Ach, du liebe Zeit, Kapitän Johann Nummel Nummels hatte dem nichts hinzuzufügen, auch Harm Eden Harms, Kaufmann und der Dritte ihres Wracker-Teams, schwieg zu dieser Behauptung, weil sie schlagend war wie ein nasser Lappen. Von der Springtide zur Nipptide hüpfte das Meer, verkleidete sich zwischen zwei Mondzyklen als Proteus oder Seejungfrau, flüsterte, brüllte, eben unglaublich wandelbar, in Auftritten von subtiler Willkür.

Das Meer schuldete niemandem Rechenschaft. Tatsächlich wusste das kein Landbewohner besser als die Menschen in Nordfriesland, wo das Meer in einer bösen Saison durch Haifischkiemen atmete, dann unvermutet auf eine Hallig sprang und einen Bauernhof schluckte und dafür in einer anderen, gemütvollen Saison sentimental daher kam und vielleicht die Reste eines armen Kirchenschiffs im Wattenschlick ausspuckte wie einen großen Rülps, der schon Jonas aus dem Walfisch

wieder hinaus befördert hatte. Aber in Nordfriesland kam nicht die einzelne Seele aus den Tiefen zurück, kein lütter Jonas, sondern eine ganze Ruine der Gottesverehrung, einen Ort für viele Seelen spuckte das Meer dann ans Licht ...

Angesichts des fernen Objektes auf Kehrwieder überlegte Sönke Ingwer Boysen der Jüngere, was eventuell in den letzten Monaten auf Hallund abhanden gekommen sein mochte. Immerhin verfügte der Jungwirt in seiner Stellung über ein unvergleichliches Wissen, denn hinter dem Tresen im Kirchspielkrug wurde er brühwarm mit allem Inselgeschehen getränkt. Tatsächlich gab es bestürzende Verluste wie Lee Pee Vanille, die Puppe seiner Tochter, die unter den Achseln duftete und deren Verschwinden eine irritierende Lücke im Geruchsspektrum der elterlichen Wohnung hinterlassen hatte. Des Weiteren war eine manns hohe Palme samt Kübel vom Rathausplatz verschwunden und, fast ebenso ein Politikum, der Grill der Inselfeuerwehr. Die Sandbank, die gerade voraus im Weg ihrer Exkursion lag, lief in der Tat jeder billigen Erwartung den Rang ab. Sie hieß Kehrwieder, weil alle Dinge, die rund um die Insel ins Meer fielen, hier wieder angelandet wurden.

Es war nur eine Frage der Zeit und der Strömungen, der Priele, die entstanden und vergingen, der Sande, die sich hoben oder senkten. Es war eine Frage der Seehunde und Kegelrobben, die das Meer auf geheimnisvolle Weise anstachelte, Dinge mit ihren Schnauzen in eine bestimmte Richtung zu stoßen. Es war eine Frage des Seetangs, der sich auf einer festen Unterlage im Sand ansiedelte, auf Steinen oder verlorenen rostigen Kochtöpfen, sie mit starken Wurzeln umkrallte und übermannshohe Blätter trieb, bis ein Sturm so eine mächtige Tangpflanze mit allem, was ihre Wurzeln festhielten, von ihrem Standort fortriss und auf die bewusste Sandbank warf. Danach, bei Ebbe und ruhigem Wetter, lag der Tang in Massen auf Kehrwieder, und zwar nicht wie Treibholz, sondern wie ein Komposthaufen, umsummt und umschwärmt von einer dunklen Wolke an Sandfliegen, die der süßliche Geruch der Fäulnis schier verrückt machte.



*Es werden kaum noch Helgoländer Hummer gefangen – eine dramatische Entwicklung. Mein Onkel Tack, der Hummerfischer, würde sich im Grabe umdrehen, hätte er Kunde davon. Und niemand kennt die Ursache, außer abends im Krug bei einem Eiergrog. Da müssen die Liebhaber dieser alten Inselfeise dankbar sein, dass es einen atlantischen Vetter gibt, den Hummer der kanadischen Ostküste.*

## **Hummer hüten im Frische-Paradies**

Eins, zwei, drei, vier, Eckstein, alles muss versteckt sein! So hat Barbara Pötke als Kind gespielt. So hält die Fachfrau, mittlerweile 52, es auch mit der lebenden Hummerware im Delikatessenhandel. Mehrere Dutzend der Krustentiere drängen sich in die Winkel des Wasserbeckens, vor dem sie stehen bleibt. Ein geballtes Drunter und Drüber, dabei ist in der Mitte des Beckens verschwenderisch viel freie Fläche.

»Ein Zeichen, dass sie sich wohlfühlen«, sagt Barbara Pötke, die von ihren Kollegen nur Hummer-Bärbel genannt wird. »Der Hummer ist ein Höhlentier.« Sie streicht sich den blonden Pony

aus der Stirn, greift ins Wasser, hält einen Kandidaten hoch. Der reckt dem Besucher im Keller des Hamburger »Frische-Paradieses Goedeken« seine Scheren entgegen: ein Kraftprotz. Sein Frauchen ist stolz auf ihn. Sie krault seinen Nacken. Der Hummer entspannt sich, lässt den Schwanz locker hängen, zieht die Scheren ein.

»Nicht nur verkaufen, verkaufen!«, sagt Hummer-Bärbel. »Man muss auch mit ihnen spielen.«

Es ist einer jener Wüstentage im August, die es auch in Hamburg gibt. Gleißender Himmel über den Landungsbrücken an der Elbe, staubtrockener Ostwind, die Temperatur über 35 Grad. Vor den Bistros und Schlemmerlokalen am Fischmarkt sitzen Touristen, die grinsen, wenn da jemand an diesem Mittag mit einer dicken Fließjacke unterm Arm an ihnen vorüber geht.

Im Untergrund in der Großen Elbstraße 210 zählt nicht die lokale Hamburger Wetterlage, sondern die des nordwestlichen Atlantiks. An der felsigen kanadischen Küste wurden Bärbels Hummer gefangen und ins Flugzeug gesetzt. Und nun sind sie hier in den tiefen Gewölben eines Marktes gelandet, der das Paradies im Namen führt, und sollen am besten gar nicht merken, wie ihnen geschah. Hummer lieben es eiskalt. Also trägt Hummer-Bärbel auf der Arbeit Gummistiefel, eine dicke lange Hose und zwei blau-weiße Pullover.

Neben der Temperatur, so 6 bis 8 Grad, ist vor allem der richtige Salzgehalt des Wassers wichtig. Die Firma Goedeken hat moderne Messgeräte, um alle wichtigen Parameter im Hummerland zu überwachen. Doch wer ein guter Engel im Frische-Paradies ist, der schaltet solche technischen Krücken aus. Hummer-Bärbel lächelt, zieht einen Finger durchs salzige Wasser des Hummerbeckens, schmeckt ab: Alles in Ordnung. Bei ihr geht es nach Gefühl.

Seit 35 Jahren ist Hummer-Bärbel dabei. Hat den alten Hugo Goedeken noch gekannt, heute gehört die Firma einem Nahrungsmittelkonzern. Schon ihre Mutter stand beim Goedeken »an der Maschine«. Schollen filettieren, Seezungen filettieren, das

war nicht Barbaras Welt. Aber dann hat der Hummerwart ein offenes Bein bekommen. »Armer Kerl, er vertrug das Salzwasser hier unten nicht mehr.« Und Hummer-Bärbel fand ihre Berufung.

»Wenn es den Tieren gut geht«, sagt sie, »geht es mir auch gut.«

Hummer sind Individualisten. Manche tragen die Kampfschere rechts und die Behelfsschere links, andere sind Linkshänder. Wenn man sie füttert, können sie anhänglich werden wie ein Hund. Einem Tier hat Hummer-Bärbel einen Namen gegeben und es sechs Jahre lang in einem gläsernen Luxusbecken gehalten. Jeden Morgen schoss Leo aus seiner Ecke an den Beckenrand, um sie mit geöffneten Scheren und kreisenden Antennen auf der Arbeit zu begrüßen.

Wenn Bärbel dann später am Tag Hummer gekocht und Fleisch abgepackt hatte, bekam Leo stets ein bisschen Schale und Mus von seinen Artgenossen ab. Sein Frauchen sieht das noch heute mit Gleichmut: Der König der Krustentiere ist ein notorischer Kannibale. Bärbel nimmt die Hummer wie sie sind und erledigt auch den zweiten Teil ihrer Arbeit akkurat: das Kochen, Knacken und Verpacken der bestellten Ware. Fürs Kochen hat sie einen Tipp: »Eine Prise Kümmel ins Salzwasser geben.«

Hummer haben drei Sorten Fleisch: Scheren, Gelenke und Schwänze. Von allen dreien verteilt sie gerechte Stücke auf die 200-Gramm-Plastiktüten, die beim gekochten Hummer Kundenstandard sind. Sie selber bevorzugt die Gelenke. »Was am meisten Arbeit macht, esse ich am liebsten.« Das klingt schon wieder fast biblisch.

Bei aller Liebe zu ihren Schützlingen und ihrem Beruf: Hummer-Bärbel kann sich auch ein Leben ohne das Frische-Paradies Goedeken vorstellen. Wenn sie in Rente geht, möchte sie eine lange Reise machen: endlich nach Kanada, an die felsige Atlantikküste. Der Besucher sieht Barbara Pötke vor sich, eine kleine Person, wie sie in grünen Gummistiefeln auf einem Stein im Wasser steht. Einen Finger in den nordwestlichen Atlantik taucht. Abschmeckt und anerkennend in den Himmel schaut: Chef, der Salzgehalt stimmt.



Luftaufklärung der Royal Air Force am 18. April 1945

## Als ob da gar nichts gewesen ist

– Mein Vater bei Kriegsende –

Von Reimer W. E. Eilers sen. auf Kassette – ursprünglich in helgoländischer Sprache – erzählt. (Wiedergegeben mit Ergänzungen und Nachfragen aus dem Sommer 1995 auf Helgoland.)

Erst spät, im Rentenalter, gab mir mein Vater einen zusammenhängenden Bericht darüber, wie für ihn der Zweite Weltkrieg zu Ende gegangen ist. Er war gelernter Bankkaufmann, auch wenn er diesen Beruf später nicht mehr ausübte, sondern als Bootsgast an der Helgoländer Wasserkante arbeitete. Im Winter 1945 führte er ein bizarres Leben zwischen einem Himmelfahrtskommando an der Ostfront und einem Jahresurlaub mitten im Untergang. Mit der Kapitulation am 9. Mai 1945 verwandelte sich der Fallschirmjäger schließlich innerhalb einer Woche zurück in einen ganz zivilen Bankangestellten.

Seine Geschichte half mir zu verstehen, was die sprichwörtliche Stunde NULL mit den Zeit- und Volksgenossen gemacht hatte, wenn sie ihre Orden zerschlugen und Papiere sowie Uniform verbrannten. Unbewältigt bleiben die seelischen Frontstellungen dieser leeren Stunde, wenn die Brücken in die Vergangenheit abgerissen werden, um das Geschehen zu verdrängen. Wie sehr ich seine Schwäche auch verwünschte, so verstand ich dennoch, warum mein Foor – Helgoländisch für Vater – deshalb den Krieg bis zu seinem Tode mit sich schleppte. (Er nennt mich übrigens, ein Relikt aus britischen Kolonialtagen, in diesen Aufzeichnungen stets Boy.)

\*

**Frage: Gestern hast du mir noch etwas aus dem Krieg erzählt, aus den letzten Monaten an der Ostfront. Und da bist du eines Tages auf einem Rittergut gewesen.**

Das war im Januar 1945, da war die Oder die HKL, die Hauptkampflinie, nicht wahr? Und ich war damals bei den Fallschirmjägern, im Strafbataillon bei den SS-Fallschirmjägern. Davor bin ich als Obergefreiter bei der Wehrmacht gewesen, im Russlandfeldzug und in Norwegen. Dann habe ich im September 1944 an der Heimatfront einem Leutnant, der mich und meine Kameraden in der Kaserne schikanierte, eine runtergehauen.

Einen Kumpel hat er mit der Zahnbürste zum sprichwörtlichen Latrinenreinigen losgeschickt. Mir drohte der Kerl dasselbe an. Ich hatte aber schon drei Jahre an der Front hinter mir, und so durfte kein Etappenhengst mit mir umspringen. Kannst du dir vorstellen, was drei Jahre Krieg aus einem Menschen machen? In Ostpreußen hatte es für mich angefangen, da sind wir mit der Wehrmacht im Juni 1941 über die Grenze; und im August 1941 war ich dann dabei, als die Wehrmacht auf dem Weg nach Leningrad die russische Bunkerlinie an der Narva einnahm. Von hundertzehn Kameraden aus meiner Kompanie sind an einem Tag hundert gefallen. Zweimal bin ich später in russische Kriegsgefangenschaft geraten und beide Male wieder entkom-

men. Ich bin aus dem fahrenden Zug – Gefangenentransport nach Sibirien – gesprungen und habe mich in Schnee und Eis wieder zu unseren Linien durchgeschlagen.

Aber an der Heimatfront kam ich nicht so gut klar. Schon 1943 stand das mal Spitz auf Knopf, da war ich im Sommer auf Helgoland. Und eines Tages stehen zwei Soldaten vor der Tür von deinen Großeltern. Ja, sie sollen deine Großmutter zum Verhör mitnehmen, Befehl vom Inselkommandanten. Deine Helgoländer Oma hatte ja immer eine freche Schnute. Konnte den Mund nicht halten wegen dem Nazi-Kram und so weiter.

Ich sage: »Diese Frau hat drei Söhne im Felde stehen. Und jetzt kommt ihr und wollt sie abholen? Da müsst ihr erst einmal an mir vorbeikommen.«

Und da gucken sie, ich hatte ja Verwundetenabzeichen, Nahkampfspange und so weiter. Da sind sie wieder gegangen. Aber immer geht das nicht gut, was?

Und jetzt – ein Jahr später – kam uns dieser Leutnant in der Kaserne dumm, wo ich nach einer Verwundung gelandet war. Hier, guck, der amputierte Finger. Das kennst du ja. Dazu Granatsplitter in der Schulter, das war aber Gottlob schon wieder heil. Da habe ich bei dem Kerl zugelangt. Das tat weh. Aber das war richtig so. Da hieß es nun: Kriegsgericht oder du meldest dich zum SS-Strafbataillon. Freiwilliger Zwang, nicht? Hast du eine Ahnung, Boy, was es in den letzten Monaten des Krieges bedeutet hätte, bei Adolf vors Kriegsgericht zu kommen? Dort hatten die schlimmsten Fanatiker die schwarze Robe an und die Militärrichter produzierten wie am Fließband hänfene Kragen. Also Todesurteile, und zwar vollstreckt durch Erhängen. Ich hatte miterlebt wie schnell das ging, deshalb schied das Kriegsgericht für mich gleich aus.

**Frage: Mich beschäftigt noch etwas anderes. Kurt Schumacher hat 1951 gesagt, dass die Waffen-SS weder mit der SS im Allgemeinen noch mit besonderen Organisationen der Menschenvernichtung gleichgesetzt werden dürfe. Sie sei für Kampfzwecke im Krieg geschaffen worden...**



Mit dem Handy auf der Zugspitze: Das erste Helgoland-Selfie.

## Tod in der Schonzeit oder Der letzte Möwenbraten

Ein Helgoland-Krimi

Wenn wir vom Nordpol herunter schauen, passt Deutschland zwischen zwei Felsen: die Lange Anna und die Zugspitze. Kämen wir in die Verlegenheit, entscheiden zu müssen, an welchem dieser beiden ziemlich unwahrscheinlichen Orte ein Privatdetektiv grade seine Brötchen verdient, würden wir notgedrungen auf die Lange Anna tippen – und, das sei gleich vermerkt, wir liegen wieder einmal richtig. Denn bei der Alternative wäre doch garantiert nichts zu holen. Die Zugspitze ihrerseits ist ja nicht nur ein Felsen, sondern auch ein Gipfel und von Almen umgeben. Dort auf der Alm gibt es bekanntlich keine Sünde, und auf allen Gipfeln ist Ruh.

Von der Langen Anna andererseits vermelden die geflügelten Worte nichts dergleichen. Tatsächlich steht sie in einer recht gefährlichen Gegend, wenn wir noch einen weiteren Vergleich zu Rate ziehen wollen. Wo drunten im deutschen Süden allerhöchstens ein paar müde Adler die Zugspitze umkreisen und der Braunbär bloß aus allzu weiter Ferne, von jenseits der Alpen, grüßt, da streift oben im Norden Deutschlands größtes Raubtier unablässig um den roten Felsen im Meer. Der größte Deutschräuber? Klar, Sie wissen Bescheid: die Kegelrobbe. Stockmaß, vulgo Körperlänge, zwei Meter zwanzig. Doch nicht von ihr soll hier die Rede sein. Sondern von sündigen Seelen.

Grete Edlefsen war eine elegante Erscheinung, geradezu ein Fremdkörper auf der winterlichen Insel, dieser windgebeutelten Wäscheleine aus Segeltuch, Fischerhemden, Friesennerzen, Jeans und Daunenjacken. Sie trug ein graues Kostüm, als Yakub Singer die Treppe herunter kam und das Esszimmer betrat. In der Saison war dies der Frühstücksraum der gepflegten Fremdenpension »Zur kleinen Möwe«. Aber wenn im Herbst drüben auf der Badedüne die Fahne feierlich eingeholt wurde und Schluss war mit dem Touristenstress, dann wurden die Dinge auf den Kopf gestellt. Jetzt war also Winter, und Singer war zum Abendessen eingeladen. Er war der einzige Gast in der »Möwe« und noch nicht einmal ein zahlender. Anders herum wurde ein Schuh daraus.

Besser gesagt, ein Paar Gummistiefel. Die hatte er sich heute morgen gekauft und war anschließend bei Regen und einem böigen Nordwest durchs Dorf gelaufen, Unterland und Oberland, und oben auf der Klippe hatte er sich auch in den Norden vorgearbeitet zum Vogelfelsen, der im Winter ziemlich verlassen aus dem tosenden Meer ragte. Kormorane waren die einzigen Dauermieter, pechschwarze Gesellen, und wenn sie ihre Flügel zum Trocknen ausbreiteten, dann sahen sie reinweg aus wie ein Fanclub von Gevatter Hein persönlich. Einige wenige Lummen waren ebenfalls auf den Felsbändern am Klippenrand auszumachen, kein gutes Zeichen. Denn ausgesprochene Hochseevögel

– eben Lummen und Dreizehenmöwen – waren für gewöhnlich Saisongäste wie die Touris und kamen nur zum Brutgeschäft an Land. Diese Stubenhocker hier waren zweifellos kranke und schwache Tiere, die eine Auszeit von den eiskalten Wogen bitter nötig hatten. Wenn eins starb, schauten die Silbermöwen vorbei. Am Vogelfelsen stellten sie die Gesundheitspolizei. Für gewöhnlich hatte diese Truppe im Winter einen rapiden Rückgang an Fatalitäten zu beklagen, weshalb sich ihre hungrigen Schnäbel dann zwangsläufig an den Mülltonnen der Insel zu schaffen machten.

Doch ausgerechnet in dieser dunklen Jahreszeit hatte die Wirtin der »Kleinen Möwe« den Privaten Ermittler Yakub Edel Singer engagiert und ihn aufgefordert, sich überall genau umzuschauen.

»Keine Tabus!« – Was immer das bei einem Haufen von Vögeln und Friesen weit draußen in der Nordsee bedeuten mochte ...

Eine Tür mitten im Hausflur trennte den privaten Bereich vom Gästetrakt. Sie stand jetzt offen, und gestern hatte Singer gleich nach seiner Ankunft ein paar Schritte hinüber ins Private getan. Neben der Garderobe hing ein großformatiges Portrait von Siebo Edlefsen, aufgenommen an seinem sechzigsten Geburtstag und geschmückt mit einem Trauerflor. Der passionierte Jäger war im letzten Frühjahr gestorben – am Vogelfelsen auf der Westseite der Insel, mitten in der Brutsaison und gänzlich außerhalb der Jagdzeit. Ein Schrotschuss mit seinem eigenen Gewehr, aus nächster Nähe. Yakub Singer hatte ein Foto aus der Polizeiakte gesehen. Unappetitlich.

Überdies hatte sich zum Zeitpunkt der amtlichen Ablichtung bereits die Gesundheitspolizei der Silbermöwen mit dem Korpus beschäftigt. So war das eben, wenn man mitten in der Vogel-Kolonie sein Ende fand. Als erstes waren die Augen dran, oder vielmehr nicht mehr dran. Der Fanclub von Gevatter Hein ließ grüßen.

Edlefsens gewaltsames Ableben war die Sensation an der winzigen, aber höchst lebendigen Wasserkante der Insel gewesen.

Das hatte man Singer bei seinem abendlichen Kneipenbummel bereitwillig bestätigt. Die Insulaner erinnerten sich an so viele widersprüchliche Einzelheiten, dass es locker für zwei oder drei denkwürdige Todesfälle von eigener Hand reichte. Denn die sogenannte Wasserkante war kein geographischer Ort, sondern ein schönrednerischer Tummelplatz für Handel und Wandel, Lug und Trug, Leben und Weben, Gerücht und Geschwätz und jede Menge Kurze und Klare hart am Meer. Wenn man wollte, konnte man auch die monatlich erscheinende Inselzeitung zur Wasserkante rechnen. Doch manchmal verlangten übergeordnete Interessen eine ganz ungewöhnliche Diskretion. In dem kleinen Nordseeheilbad, wo jeder jeden kannte, war ein brutaler Selbstmord so geschäftsschädigend wie ein Todesfall im ersten Hotel am Platze. Bei den Recherchen im Vorfeld der Reise hatte Singer in dem *Inselboten* nur einen verschämten Artikel im Innenteil gefunden, und vermutlich sehr zur Erleichterung des Kurdirektors auch ohne das Foto.

Gestern Nachmittag hatte Singer ein wenig länger im Flur seiner Auftraggeberin verweilt. Von der Hutablage über der Garderobe schaute ein elegantes Nichts aus Seide und samtgrauen Möwenfedern herab. »Maßanfertigung«, hatte Grete Edlefsen im Ton einer Dame von Welt angemerkt. »So etwas finden Sie nicht zu kaufen.« Den sarkastischen Kommentar ihrer Schwester Peerke, die als neugieriger Schatten an ihrer Seite klebte – »Das war nämlich vor hundert Jahren mal modern.« – hatte sie keinerlei Beachtung geschenkt.

Peerke Reymers markierte in allem die praktische Alternative zur Möwen-Wirtin. Sie trug einen weißen Troyer mit Reißverschluss am Kragen, dazu Jeans, und hatte eine Küchenschürze umgebunden. Ihr einziger Schmuck war ein blauer, weiß gepunkteter Schal.

»Um Neunzehnhundert, müssen Sie wissen, junger Mann, hatte eine regelrechte Modewelle die besseren Kreise Europas erfasst. Jede zweite Dame wollte eine Hutkreation aus den Federn der Dreizehenmöwen. Also, ist das nicht pervers?



## Ein Nachwort für Dorschliebhaber

In einem Artikel zur Überfischung der Weltmeere steuerte das Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* eine kleine deutsche Klippe an und lief prompt auf Grund. Es ging um den Dorsch und den Kabeljau. Da es für den gleichen Fisch bei uns zu Lande zwei Bezeichnungen gibt, sind die Leute irritiert. Sie suchen nach einer sachlichen Unterscheidung, denn irgendeine Regel sollte sich finden lassen. Das finden jedenfalls die Leute im Binnenland. Manchmal ist dann – wie im Spiegel – der Dorsch in der Ostsee zu Hause, der Kabeljau im Rest der Ozeane. Eine andere Version lautet: Dorsch heißt der Jungfisch, der Kabeljau ist das geschlechtsreife Tier (so das *Hamburger Abendblatt* auf seiner Wissenschaftsseite).

Nichts ist dran, der wahre Dorschliebhaber weiß es: An der Wasserkante schnackt man wie man gerade möchte. Wir haben auf der Nordseeinsel Helgoland seit jeher die dicksten »Dorsche« gefangen oder von dänischen Kuttern gekauft und gegessen, ohne uns um die Ostsee oder den geschlechtlichen Status der Tiere zu scheren. Der »Dorsch« ist mit dem Tätigkeitswort »dörren« verwandt und zeigt, wie man den Kabeljau an der Küste von Norwegen bis Portugal in traditioneller Art haltbar macht:

nämlich durch Trocknen. Je nach der Kombination von Wind und Salz bei dem Prozess heißt er dann Stockfisch, Klippfisch oder Laberdan, schmeckt aber immer köstlich.

An der Helgoländer Wasserkante sprechen wir meistens nicht Hochdeutsch, sondern verwenden noch das einheimische Friesisch. Dann sagen die Fischer wiederum »*Kabloa*« (also Kabeljau) zu dem lebenden Dorsch und »*Windriig*« (sprich: *Winn-drie*) zu dem im Wind getrockneten und steinharten Brocken Protein. Oder wir essen »*Backsoalt*«, die eingesalzenen und in großen Kruken im Keller gelagerten Dorschhälften. Der Fisch reift dann in seinem eigenen Saft. Wird er auf die Art länger als ein Jahr gelagert, nehmen die Dorschstücke eine intensive rote Farbe an, heißen »*Oawerdjooart*« (überjählig) und sind eine, nun ja, spezielle Delikatesse.

Ein anderer Leckerbissen: Wenn man dem Kabeljau die Leber entnimmt um sie zu essen, verwandelt sie sich unter der Hand in eine Dorschleber. Die »Kabeljauleber« gibt es merkwürdiger Weise auf dem hiesigen Speisezettel nicht, obgleich doch von allen Teilen des Kabeljaus ausgerechnet die Leber niemals gedörst wird. Einer aufgeräumten, logischen Sprache zum Trotz sehen und sagen es die Norweger genauso wie wir. Dort, in der Urheimat des großen atlantischen Kabeljaus, heißt der Lebertran unseres Lieblingsfisches ausdrücklich »*Torske-Levertran*«.

Auf See gerät man leicht in einen Kuddelmuddel. Wir werden gleich sehen: Das kann bereits bei einer bloßen Stippvisite Richtung Hochsee passieren. Das Schiff verliert den Horizont, die Wellen heben sich unvermutet, der Bug läuft aus dem Kurs. Es mag auf dem Tagesausflug nach Helgoland sein, man sitzt grad im Salon beim Fischessen. Aber der Dorsch lässt seine kulinarische Bestimmung glattweg sausen, wo das Meer wallt und ruft. Er will jetzt nichts mehr davon wissen, ob er gedörst, gekocht oder gebraten ist, sondern der Kabeljau fliegt stracks von seinem Teller auf und davon. Schon meldet sich der Kapitän mit einem Hinweis über den Bordlautsprecher: »Wir haben Bewegung im Schiff.«



## Über den Autor

Reimer Boy Eilers verlebte seine Kindheit in den fünfziger und sechziger Jahren auf Helgoland mit einem Onkel als Haifischer und einem Großvater als Leuchtturmwärter. In der Familie wurde er Boy gerufen, eine Reminiszenz an englische Kolonialtage. Er studierte Wirtschaftswissenschaften und arbeitete an der Universität, bevor er sich der Literatur zuwandte.

Seine Schwerpunkte sind Reiseliteratur (Bosnien, Patagonien und Feuerland, Sansibar und das ostafrikanische Festland, Segeln und Inseln), Lyrik (besonders in Verbindung mit beschrifteten Objekten) und der Roman. Reportagen und Essays in verschiedenen Zeitschriften und zahlreichen Anthologien.

Im Print (P-Book) veröffentlichte er zuletzt den Reiseroman: »Die schlimmste Küste der Welt. Von Chiloé zur Magellanstraße« (Verlag Reisebuch.de, Eutin 2015, ca. 670 Seiten) und den Text-Bildband: »Das neue Tor zur Welt. Vierzig Jahre Container im Hamburger Hafen« (MARE Verlag, Hamburg 2009).

Video: [www.erlesentv.de/reimer-eilers-im-blauwasser/](http://www.erlesentv.de/reimer-eilers-im-blauwasser/)  
Mehr Infos: <http://www.eilers.in>

## »Einigkeit und Recht und Freiheit ...«

Es kann kein Zufall gewesen sein, dass August Hoffmann von Fallersleben ausgerechnet auf Helgoland das »Lied der Deutschen« in den Sinn kam. Dabei war die Insel zu dieser Poeten-Sternstunde am 26. August 1841 britisch. Und wenn es so geblieben wäre, hätte, hätte ...

Kaiser Wilhelm aus dem friedlichen Fischerdorf keinen Marinestützpunkt machen können ...

Es ist wie es ist – aber man sollte es nicht vergessen. Dennoch hat Reimer Boy Eilers kein Geschichtsbuch geschrieben, sondern ein Buch, prall gefüllt mit Geschichten. Über Insulaner, von denen er selbst einer ist. 40 Kilometer vor der Küste auf einem Fels mitten in hoher See – das prägt den Charakter. Den Einen lockt es fort, weil alles zu eng ist – den Anderen hält die traute Überschaubarkeit fest. Weil eben doch viel passiert auf gerade mal einen Quadrat-kilometer und der Düne nebenan.

Der Autor gehört zur ersten Kategorie und bezieht die »Küsten-Nachbarschaft« mit ein – schließlich war es in Hamburg auf dem Jungfernstieg, wo das Deutschlandlied zum ersten Mal erklang, so schön, dass es unsere Hymne wurde – irgendwie ein Stück Helgoland.



VERLAG  
**kadEra**  
www.kadEra-verlag.de

ISBN 978-3-944459-47-9



9 783944 459479